



e d e

an die

Studirenden der Hochschule zu München,

gehalten

den 9. Januar 1850

von

Dr. Hieronymus v. Bayer,

3. B. Rector.

München.

Gedruckt bei Joh. Georg Weiß.

1850.



an die

Ständigen der Hochschule
zu München,

gefallen

den 8. Januar 1850

von

Dr. Friedrich v. Sapper,

Lehrer

München

Verlegt bei Joh. Georg Nebe

1850

Hochansehnliche Versammlung!

Mehr als achtzehn Jahre sind verflossen, seitdem mir zum ersten Male die Ehre zu Theil ward, als Rector unserer Universität im Kreise meiner Amtsgenossen an die versammelte academische Jugend sprechen zu dürfen.

Mit lebhaftem Vergnügen erinnere ich mich noch des erhebenden Eindruckes, welchen damals die Ueberschau der dichtgedrängten Schaar junger Männer auf mich machte, die von nah und ferne gekommen waren, um das Werk ihrer höheren geistigen Ausbildung hier zu beginnen, oder fortzusetzen.

Seit jenem Zeitpunkte hat sich viel verändert!

Nicht nur die äußeren Verhältnisse des öffentlichen Lebens sind durch die Gewalt theils vorbereiteter, theils unvorhergesehener Ereignisse in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert und umgestaltet worden; — auch die inneren Zustände der Menschen haben den Stoß mitempfunden. Vorstellungen, Urtheile und Begehrungen ganzer Völker sind in vielen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten jetzt ganz andere, als noch vor wenigen Jahren.

Daß mitten unter diesen Stürmen der äußeren und der inneren Welt nur die Hochschulen von der allgemeinen Bewegung unberührt bleiben würden, konnte kein Verständiger erwarten; — um so weniger als die Bewegung, — insofern sie eine geistige Richtung verfolgte, oder eine solche zu verfolgen sich den Schein gab, vorzugsweise dazu geeignet war, sich den höheren wissenschaftlichen Lehranstalten mitzutheilen.

Allein unsere Hochschule ist, — mit Dank und Freude spreche ich es aus, — sie ist, wie das Land ihrer Heimat, von dem Sturme zwar berührt, aber nicht an den Rand des Abgrundes fortgerissen worden. Denn ich sehe mich auch heute noch von einer nicht geringeren Anzahl edler Jünglinge umgeben, als einst vor achtzehn Jahren; — derselbe Gedanke, der einst jene uns zugeführt, hat auch Sie, meine Herren! hieher geleitet; — und, — was ich am Höchsten anschlage, — es ist Keiner unter Ihnen, der nicht freiwillig und feierlich gelobt hätte, Gesetz und Obrigkeit zu ehren, mit treuem Sinne und redlichem Eifer nach Dem zu trachten, was, — wie des Menschen höchste Zierde, — so auch des Menschen höchstes Gut ist, nach Erkenntniß der Wahrheit, nach Pietät der Gesinnung und nach Ehrenhaftigkeit des Wandels.

Gewährt mir der Anblick der zahlreichen Versammlung die erfreuliche Gewißheit des unverkümmerten Fortbestandes unserer ehrwürdigen Anstalt, so ist mir dieses Ihr Gelübde Bürge dafür, daß Sie auch das innere Wesen dieser Anstalt erkannt, und demselben aus freiem Entschlusse gehuldigt haben.

Solcher Gesinnung gegenüber darf ich aber auch mit Zuversicht erwarten, richtig verstanden zu werden, wenn ich heute, meinem Berufe gemäß, über einen Gegenstand zu Ihnen spreche, welcher nicht bloß das Wesentliche, sondern auch manches Wandelbare im Leben der Universitäten berührt, nämlich über die neue Ordnung der Studien an den bayerischen

Hochschulen. Denn wer das Wesen einer Sache begriffen hat, dem kann es nicht schwer fallen, auch die veränderlichen Formen und Einrichtungen gehörig zu würdigen, von welchen sie umgeben ist.

Mehrere meiner Amtsvorgänger haben es zwar vorgezogen, anstatt des soeben bezeichneten Stoffes irgend einen anderen von allgemeinerem Interesse zum Gegenstande ihrer Ansprache zu wählen. Da ich jedoch nicht wie sie, voraussetzen konnte, daß die bestehenden Vorschriften ohnehin schon durch Tradition und mehrjährige Uebung allenthalben bekannt seyen; — so glaubte ich mich von dem herkömmlichen Thema nicht entfernen zu dürfen, um so weniger, da die neueren Bestimmungen gerade in dem Punkte, in welchem sie von den früheren abweichen, einer unrichtigen Auffassung und Deutung nicht unzugänglich erscheinen.

Besorgen Sie übrigens nicht, daß ich Sie bei der Ausführung dieses Gegenstandes durch ein weitläufiges Detail ermüden werde.

Meine Absicht ist nur darauf gerichtet, Ihre Aufmerksamkeit auf die Hauptmomente hinzuleiten, in welchen die neue Studienordnung mit der früheren übereinstimmt, oder von ihr abweicht, und Sie darüber aufzuklären, wie Sie das Neue zu verstehen und anzuwenden haben, wenn es segensreich für die Erfüllung Ihres Berufes wirken soll.

Lassen wir zuerst Dasjenige in das Auge, was die neuen Satzungen unverändert beibehalten haben.

Dessen ist nicht wenig, und es ist gerade das Wichtigste, nämlich: der Zweck des academischen Lebens; die Grundbedingungen, ohne welche dieser Zweck nicht erreicht werden kann, und in gewisser Hinsicht selbst die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes.

In der jüngsten Vergangenheit hat es zwar an Versuchen nicht gefehlt, der academischen Jugend mit verächtlichen Rückblicken auf den Geist,

welcher einst die Universitäten in das Leben gerufen, ein neues, höheres Ziel ihrer Bestimmung vorzuspiegeln, und — leider — sind diese Versuche nicht überall ohne Erfolg geblieben.

Allein in unseren Satzungen würden Sie vergebens eine Spur dieser Neuerung suchen.

Wissenschaftliche Thätigkeit, verbunden mit einer Haltung des Lebens, welche den Anforderungen der Ordnung, Ehre und Sitte entspricht, gilt auch den neuesten Vorschriften noch als der alleinige Zweck des Lebens an der Hochschule; und es wird in denselben mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben, daß selbst die Fortdauer des academischen Bürgerrechtes durch die Erfüllung dieses Zweckes bedingt sei.

Wer also Das nicht geloben kann oder will, was Sie uns bei Ihrem Eintritte gelobt haben, der bleibe ferne von unserem Kreise. Hier ist seine Stätte nicht.

Unsere Ludovico-Maximilianea ist, — ihrer wesentlichen Bestimmung nach, — auch heute noch Das, wozu sie ihr erlauchter Stifter vor mehr als vierthalb Jahrhunderten geschaffen hat, und was sie im Laufe dieser Jahrhunderte unter allen Stürmen der Zeit unverändert geblieben ist; sie ist auch heute noch eine Pflanzstätte der Weisheit; — ein Sammelplatz, eine Dase für Die, welche von einer höheren Sehnsucht getrieben, nach den heiligen Orten pilgern, wo die unvergänglichen Güter der Menschheit hinterlegt sind.

Wollten aber unsere neuen Gesetze das alte Ziel des academischen Lebens unverrückt aufrecht erhalten, so folgt daraus von selbst, daß sie die Grundbedingungen zur Erlangung dieses Zieles nicht einmal verändern konnten.

Denn diese Bedingungen sind nicht etwa eine Erfindung menschlicher Klugheit, sie sind das Werk eines höheren Gesetzes, welches sie unzertrennlich mit dem Zwecke verbunden hat, und wogegen keine Sagung menschlicher Willkür mit Erfolg anzustreben vermag.

Ohne natürliche Fähigkeit; — ohne die aus dem Selbstgeföhle des Innemwohnens dieser Fähigkeit entspringende Lust, zu schaffen und zu wirken; — ohne den festen, beharrlichen, alle Schwierigkeiten überwindenden, alle Hindernisse überwältigenden Willen; — ohne diese Eigenschaften wird Niemand in seinem Berufe etwas Tüchtiges leisten; am Wenigsten in dem Berufe, der Ihnen angewiesen ist.

Für diese Eigenschaften gibt es aber keine Surrogate, welche etwa menschliche Nachgiebigkeit gewähren, oder Menschenwitz ersinnen könnte.

Das einzige Gebiet, in welchem die Gesetze nach Umständen etwas verändern, etwas ab- oder zuthun können, ist das Gebiet der Mittel, welche die Erreichung des Zweckes fördern oder erleichtern sollen.

Allein auch hier ist ein Unterschied zwischen den Mitteln selbst und der Art ihres Gebrauches.

Die Mittel an sich, welche bisher von den Universitäten dargeboten wurden, sind gleichfalls nicht alle von der Art, daß sie beliebig hinweggenommen oder gegen andere vertauscht werden könnten. Auch hier gibt es wenigstens ein Unentbehrliches und Unerseßliches, — und dieses Eine ist das lebendige Wort des Lehrers. Denn der mündliche Lehrvortrag ist der eigentliche Lebensnerv im Organismus der Universitäten; er bildet das charakteristische Merkmal in dem Begriffe dieser Anstalten; das Merkmal, welches man nicht aus demselben herausnehmen kann, ohne zugleich den Begriff selbst zu zerstören.

Ein wissenschaftliches Institut ohne mündlichen Lehrvortrag kann wohl eine Academie, kann eine Lesegesellschaft, eine Bibliothek oder etwas dergleichen seyn; — aber eine Universität ohne dieses Mittel ist nicht denkbar.

Zwar könnte die Frage erhoben werden, ob nicht der mündliche Unterricht in Folge der riesenhaften Fortschritte der Presse, durch welche Kenntnisse aller Art, gelehrte nicht weniger, als gemeinnützige, auf die schnellste und überdies noch auf minder kostspielige Art in den weitesten Kreisen verbreitet werden können, — ob nicht, sage ich, der mündliche Unterricht in Folge dieser Fortschritte entbehrlich geworden sey? — Diese Frage ist in der neueren Zeit auch wirklich schon öfter angeregt und nicht immer zum Vortheile der Universitäten entschieden worden.

Allein das Bedenken, welches in dieser Frage liegt, ist an sich ungegründet, und kommt jedenfalls auf dem Standpunkte nicht in Betracht, auf dem wir uns gegenwärtig befinden.

Ich will der modernen Ansicht, welche dem Universitäts-Unterrichte aus dem angeführten Grunde seine ehemalige Bedeutung absprechen will, nicht den Vorwurf der Inconsequenz oder des Widerspruches entgegensetzen, obgleich ich es thun könnte.

Denn ein Widerspruch ist es doch gewiß, wenn man die Macht und den Vorzug des lebendigen Wortes überall, wo die Gedanken-Mittheilung von höherem Belange ist, — im Gebiete der Rechtspflege, bei politischen Verhandlungen u. dgl. nicht genug zu rühmen weiß; und nur in dem Gebiete, in dem doch die *viva vox* das älteste und unbestrittenste Heimatsrecht hat, nämlich im Gebiete des Unterrichts, mit Geringschätzung davon spricht.

Auch darauf will ich mich nicht berufen, daß der mündliche Unterricht die Concurrenz der Presse Jahrhunderte hindurch und auch in solchen

Zeitabschnitten unangefochten und mit Ehre bestanden hat, deren Litteratur wenigstens in vielen Zweigen der Wissenschaft weder an Fruchtbarkeit, noch an Gründlichkeit so gar weit hinter der Litteratur der Gegenwart zurücksteht.

Aber Das glaube ich mit voller Zuversicht auf die Zustimmung aller Urtheilsfähigen behaupten zu dürfen, daß als Mittel zur primitiven Anregung und Weckung des wissenschaftlichen Geistes in dem noch Ueingekehrten der mündliche Vortrag geradezu unerseßlich ist; daß demnach selbst die bloße Gleichstellung von Ratheder und Presse in dieser Hinsicht schon auf einem wesentlichen Irrthume beruht. Ja ich glaube noch weiter gehen und sagen zu dürfen, daß der mündliche Unterricht für den Jünger der Wissenschaft in demselben Verhältnisse unentbehrlicher werde, in welchem die Fluth litterarischer Erzeugnisse überhand nimmt; weil schwer zu begreifen ist, wie sich der Anfänger in dieser verworrenen Masse guter und schlechter, sich gegenseitig ignorirender, oder lobender, oder befehender Bücher und Schriften ohne den lebendigen Fingerzeig eines Erfahrneren über die wesentlichen Grundsätze seiner Disciplin zu orientiren im Stande seyn sollte.

Man wende nicht ein: „Die Anleitung, welche der Lehrer mündlich gibt, kann auch durch ein Buch ertheilt werden.“ Einmal ist diese Bemerkung an sich schon nicht vollkommen wahr, weil dem Buchstaben der Hauch des Lebens fehlt; und dann ist zu bedenken, daß, wenn es erst keine Lehrer mehr gäbe, bald auch die Lehrbücher verschwinden würden. Denn wer nie mündlich gelehrt, wer nie in dieser Uebung und durch dieselbe die Bedürfnisse des Anfängers kennen gelernt hat, wird auch schwerlich etwas zu leisten im Stande seyn, was diese Bedürfnisse befriedigen könnte.

Doch ich will diese Erörterung nicht weiter verfolgen. Denn von erheblichem Gewichte würde sie für uns nur dann seyn, wenn die Frage noch unentschieden wäre, ob Privatstudium und Lectüre gleiche äußere Berechtigung mit dem mündlichen Lehrvortrage erhalten sollen oder nicht.

Diese Frage ist aber bereits entschieden, und zwar zum Vortheile des mündlichen Vortrages und der Universitäten.

Ausdrücklich ist in unsern Satzungen die Zulassung zu einem öffentlichen Amte durch die Nachweisung eines vierjährigen Universitäts-Studiums bedingt; und daß die Satzungen den Collegienbesuch als das erste und vorzüglichste Bildungs-Mittel anerkennen und anerkannt wissen wollen, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Gestattung des temporären Nichtbesuches von Vorlesungen nur als eine singuläre Ausnahme für solche Studirende bezeichnet wird, welche in ihren Studien bereits so weit vorge-rückt sind, daß sie sich mit selbstständigen wissenschaftlichen Untersuchungen, mit der Bearbeitung von Preisaufgaben und dergleichen beschäftigen können.

Wenn sich nun aber die Sache so verhält, wie bisher gezeigt worden ist; — wenn die neuen Vorschriften mit den früheren sowohl in der Bestimmung der Hauptaufgabe des academischen Lebens, als in der Anerkennung der wesentlichen Grundbedingungen und Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe übereinstimmen; worin — werden sie fragen — weichen sie denn von den Letztern ab? — Was ist denn wirklich neu in den neuen Satzungen?

Auf diese Frage antworte ich: „Neu ist nur Das, was sich auf die Wahl, auf den Gebrauch und die Anordnung der Studienmittel bezieht.“

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Unterschied des früheren und des gegenwärtigen Standpunktes der academischen Gesetzgebung in dieser Hinsicht durch folgende Bemerkungen kurz entwickle.

So verschieden auch die Ansichten über höheres Studientwesen je seyn mochten, und noch jetzt sind; in einem Punkte stimmen sie doch alle überein, darin nämlich, daß, — um sich ein ausgedehnteres wissenschaftliches Fach vollständig und gründlich, — zugleich aber auch auf die wenigst beschwer-

liche und zeitraubende Art anzueignen, — Talent und Fleiß allein nicht hinreichen; sondern daß hiezu auch ausserdem noch ein geordneter, planmäßiger Betrieb der das gewählte Fach betreffenden Studien nöthig sey.

Wer die übersichtliche Kenntniß der einzelnen Zweige seines Faches entbehrt, wer den inneren Zusammenhang dieser Zweige nicht zu ahnen vermag, — wer es also bloß dem blinden Zufalle überlassen muß, ob er alle oder nur einige derselben, und in welcher Ordnung er sie etwa kennen lernt; der wird, auch wenn es ihm weder an Fleiß, noch an der nöthigen Fähigkeit gebricht, — sein Ziel doch nur nach vielen zum Theile vergeblichen Opfern an Zeit und Kraft zu erreichen im Stande seyn.

Daß nun eine wohlmeinende Studien=Behörde dem Ankömmling an der Gränze eines wissenschaftlichen Gebietes, welcher von dem Umfange und von den Bestandtheilen desselben höchstens eine oberflächliche und ungenaue Kenntniß mitbringt, diese Opfer zu ersparen wünscht, — ist wohl eben so natürlich, als daß man einem Wanderer, von dem man weiß, daß er des Landes nicht kundig ist, auch ohne sein ausdrückliches Verlangen den nächsten und sichersten Weg zu weisen sich bewegen fühlt.

Die Erfüllung dieses Wunsches ist jedoch auf zweifache Art möglich.

Auf den ersten Anblick stellt sich in dieser Hinsicht die Form einer einfachen Belehrung, eines bloßen Rathes als vollkommen genügend dar. — Daß der ertheilte Rath etwa doch nicht befolgt werden könnte, scheint — dem eigenen Interesse des Berathenen gegenüber eine grundlose Besorgniß zu seyn.

Gleichwohl hat die Erfahrung nicht selten das Gegentheil gezeigt.

Durch mancherlei zerstreuende Eindrücke von aussen ist bei der vielseitigen Empfänglichkeit des jugendlichen Gemüths der erste Eindruck der

erhaltenen Belehrung bei Vielen bald geschwächt, bei Einigen sogar gänzlich verwischt worden; und ein Rückblick auf die zurückgelegte Studien-Laufbahn eines bei seinem Eintritte gründlich belehrten Studirenden begegnete doch nicht selten einem eben so lückenhaften und ordnungslosen Bilde, als wenn diese Laufbahn ohne alle Belehrung begonnen worden wäre.

Diese Wahrnehmung veranlaßte die Gesetzgebung, noch einen Schritt weiter zu gehen, und an die Stelle der Belehrung die bindende Vorschrift, an die Stelle des bloßen Rathes den Befehl zu setzen.

In Folge dessen wurden nun dem Studirenden die zu besuchenden Vorlesungen der Zahl und Art nach vorgeschrieben; — es wurde ein für allemal festgesetzt, in welcher Ordnung diese Vorlesungen gehört werden sollten; die Beobachtung dieser Vorschriften wurde durch regelmäßig wiederkehrende Prüfungen controlirt, — die Verletzung derselben durch Verweigerung nöthiger Zeugnisse und andere Maaßregeln dieser Art geahndet; mit einem Worte, — man entschied sich für das System, welches unter dem Namen des Studienzwanges bekannt ist, und dieses System liegt den frühern Universitäts-Satzungen zum Grunde.

Kein Unbefangener wird läugnen, daß auch diese Richtung mit einer guten Absicht vereinbar sei; — so wenig als ein Erfahrner je bestätigen wird, daß die Beweggründe, welche zu diesem Systeme geführt hatten, bloß aus der Luft gegriffen worden seien.

— Allein, wer auf Unbefangenheit Anspruch macht, muß andererseits auch zugeben, daß dieses System der Nöthigung da, wo es in seiner vollen Reinheit an einer Universität durchgeführt wurde, den erwünschten Erfolg nicht hervorbrachte; ja, daß es diesem Erfolge in mancher Beziehung sogar hinderlich wurde.

Denn, abgesehen davon, daß das „wahre Studiren“ überhaupt nicht erzwungen werden kann, war es in Folge dieses Systems nicht mög-

lich, auf die individuelle Fassungskraft, auf Anlage, Neigung und Vorbereitung der Einzelnen Rücksicht zu nehmen, worauf doch bei geistiger Thätigkeit so unendlich viel ankommt. Alle, ohne Unterschied, sollten gleichförmig Dasselbe, in derselben Zeit, und in derselben Ordnung zu ihrem geistigen Eigenthume machen; und nicht etwa bloß das unbedingt Nothwendige, und Wesentliche, — sondern wohl auch noch allerlei Beiwerk und Nebensache.

Diese gleichförmige Nöthigung, — noch dazu in der, ihrem Wesen nach ungebundensten, wissenschaftlichen Sphäre am Strengsten durchgeführt, konnte unmöglich die gehofften Früchte bringen.

Anstatt eines erhöhten Eifers für die allgemeinen Studien trat vielmehr bei Vielen, und keineswegs etwa bloß bei den Mindestbegabten, ein Ueberdruß, ein Eckel ein, welcher auch nachtheilig auf die späteren besondern Studien fortwirkte.

Dieser Zustand der Dinge führte die Gesetzgebung wieder auf jenen Standpunkt zurück, von dem aus zwar eine Belehrung über den Umfang und die Gliederung einer Wissenschaft für den Anfänger als nothwendig erscheint, die Wahl und Anordnung der Studien aber der freien, verständigen Erwägung eines Jeden überlassen wird; — mit anderen Worten: die Folgen des Studienzwanges führten wieder zu dem Systeme zurück, welches man durch den Ausdruck „Studienfreiheit“ oder „Lernfreiheit“ zu bezeichnen pflegt; und dieses System liegt unseren neuen Satzungen zum Grunde.

Worin besteht nun der wahre Vorzug dieser neuen Einrichtung? — dieß ist die Frage, auf deren richtige Beantwortung Alles ankommt, wenn nicht diese Einrichtung eben so illusorisch, vielleicht sogar noch gefährlicher für das Gedeihen Ihrer Studien werden soll, als die frühere.

Dürfte man den begeisterten Lobreden trauen, welche sich in der neuesten Zeit für diese, wie überhaupt für jede Art von Freiheit beinahe

von allen Seiten haben vernehmen lassen, so wäre freilich der Gewinn unberechenbar. Nach manchen dieser Darstellungen sollte man in der That glauben, es sey, — um mit einem Male alle geistigen und sittlichen Kräfte zum Anbaue des wissenschaftlichen Gebietes zu wecken, und dadurch dieses Gebiet in kürzester Frist in einen blühenden Garten zu verwandeln, — nicht viel mehr nothwendig, als das Zauberwort der Freiheit.

Wer aber nur einige Erfahrung besitzt, kann durch solche Uebertreibung nicht getäuscht werden.

Aus der oben versuchten Entwicklung der Gründe, welche das System der Studienfreiheit hervorgerufen haben, ergibt sich, daß dieser Freiheit nur ein formaler und negativer Werth beigelegt werden kann. Sie entfernt zwar die Hindernisse, welche dem wissenschaftlichen Streben aus dem Zwange erwachsen können; sie schützt vor Unmuth und Ueberdruß; sie läßt die Gefahr einer Ueberladung nicht aufkommen. Aber Das ist auch Alles. Von den positiv wirkenden Kräften, welche nothwendig sind, um auf der Bahn der Wissenschaften vorwärts zu kommen, kann die Freiheit auch nicht eine einzige ersetzen. Freiheit ist nicht Liebe, ist nicht Fähigkeit, ist nicht eifriger Wille. Sie verhütet nur, daß diese Kräfte da, wo sie ohnehin schon vorhanden sind, in ihrer Entfaltung und Bewegung gestört und gehindert werden. Sie ebnet dem Wanderer die Wege, aber sie geht nicht für ihn.

Oder sollte denn wirklich Jemand so thöricht seyn, zu glauben, daß Der, welcher überhaupt keine Lust und Neigung in sich verspürt, z. B. wissenschaftlichen Vorträgen beizuwohnen, diese Lust alsbald empfinden werde, sobald ihm freigestellt wird, dabei zu erscheinen, oder wegzubleiben? — Oder sollte Jemand ernstlich für wahr halten, daß der frische Luftzug der Freiheit für den Studirenden ganz Dasselbe sei, was für den Segler der günstige Wind ist, welcher freilich das Fahrzeug vorwärts treibt, wenn gleich der Schiffer die Hände müßig in den Schooß legt?

Mein, meine Herren! die richtig verstandene Freiheit dispensirt Sie von keiner Mühe, von keiner Aufopferung, welche nothwendig ist, um Ihren Beruf zu erfüllen. Sie will Ihnen nur diese Mühe dadurch erleichtern, daß sie Ihnen den Ruhm läßt, sie nach eigener Einsicht und aus freiem Entschlusse übernommen zu haben.

Hiernach können Sie selbst bemessen, was von einer Auffassung der Studienfreiheit zu halten wäre, welche etwa den Vorzug derselben nur in dem geringen Umfange der formalen Leistungen erblickte, die nach dem Inhalte unserer Satzungen zur Erlangung eines Schlußzeugnisses erfordert werden.

Wer das Geschenk der Freiheit nur deshalb mit Freude begrüßt, weil ihm dadurch die Aussicht eröffnet wird, mit sechzehn oder vielleicht mit einer noch geringeren Anzahl von Inscriptions-Attesten über verschiedene Collegien, zu deren Besuche er überdies nicht einmal äußerlich verbunden war, — von der Universität in bester Form Rechtens Abschied nehmen zu können; — wer also glaubt, im Geiste der Studienfreiheit seinem Berufe als Studirender vollkommen zu entsprechen, wenn er nur binnen eines Zeitraumes von vier Jahren höchstens sechzehnmal seinen Namen zu rechter Zeit auf ein Stück Papier schreibt; — wer diesen Begriff von Freiheit hat, ist ihrer nicht werth, und würde am Besten thun, sich auch die Mühe des Inscriptirens zu ersparen, und sofort von der Universität Abschied zu nehmen.

Ich führe Dieses nicht an, um Sie zu warnen. Denn ich bin überzeugt, daß Sie eine in so hohem Grade unwürdige Auffassung und Benützung der Studienfreiheit auch ohne meine Warnung, ja selbst ohne Rücksicht auf die späteren unseligen Folgen einer solchen Verkehrtheit mit Unwillen zurückweisen würden.

Vielleicht nicht ganz unnöthig dürfte es aber seyn, Sie auf eine andere Gefahr aufmerksam zu machen, vor welcher auch der Bessergesinnte

nicht sicher ist, nämlich auf die Gefahr, einem planlos herumkostenden Dilettantismus in die Hände zu gerathen.

Das Princip der Studienfreiheit kündigt sich nämlich im Allgemeinen als ein solches an, welches der individuellen Neigung und Fähigkeit freien Spielraum gewähren will.

Nun ist nichts natürlicher, als daß sich Der, welcher diese Ankündigung vernimmt, für berechtigt hält, mit Umgehung alles Uebrigen seine Kraft und Aufmerksamkeit nur solchen Dingen zuzuwenden, durch welche er sich aus irgend einem Grunde besonders angezogen fühlt; und daß er auch diese Dinge wieder verlassen zu dürfen glaubt, sobald die Lust dazu in ihm erkaltet.

Wer aber jeder nicht augenblicklich reizenden Erscheinung aus dem Wege geht; wer immer nur nach Dem greift, wonach es ihn eben gelüstet, und auch nur so lange dabei verweilt, als die Lust dazu vorhanden ist; wer wählerisch und unstät, wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern flattert; — kann sich Jahrelang ununterbrochen mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, und wird zuletzt doch nicht viel mehr seyn, als etwa ein unterrichteter und unterhaltender Gesellschafter. Es ist nun einmal so, und keine Menschenfagung kann es anders machen. Um vollkommen eines Gegenstandes Meister zu werden, reicht es nicht hin, sich bloß mit der Honigseite desselben zu befassen; man muß auch seine bittere Seite durchdringen. Wer nach vollendeter Tüchtigkeit strebt, muß unzählige Male Hand an ein Werk legen, welches seiner augenblicklichen Laune und Neigung vielleicht mehr widerstrebt, als ihr zusagt. Allein er fühlt, daß das Werk vollbracht werden muß, wenn er anders das Ziel erreichen soll; ob ihn also gleich keine äußere Macht dazu nöthiget; — er zwingt sich selbst dazu.

Ohne diese Resignation und Selbstüberwindung wird überall kein Meister erstehen; nicht einmal im Gebiete der Kunst, für welche doch un-

freitig die Freiheit in einem noch viel höherem Grade als Lebenselement bezeichnet werden kann, als für manche, namentlich positive Wissenschaft.

Wenn Dem aber so ist, meine Herren! so sehen Sie wohl, daß mit der puren, süßen Freiheit, wie sie das Gesetz uns bietet, noch nicht Alles gewonnen ist.

Zu dieser äußeren Freiheit muß noch eine Schranke, es muß, wenn ich es sagen darf, auch jetzt noch ein Zwang hinzukommen, zwar nicht der Zwang der Furcht, wohl aber der, welcher selbst ein Sohn der Freiheit ist, der inneren, höheren Freiheit, die kein Gesetz verleihen, und kein Gesetz rauben kann.

Daß Sie die sittliche Kraft, welche zu dieser Verbindung nöthig ist, fortan mit Ernst und Beharrlichkeit üben werden, erwarte ich, erwarten wir Alle von Ihnen. Wir erwarten es nicht bloß deswegen, weil Ihr irdisches Lebensglück davon abhängt, insofern Sie dieses dereinst auf den Erfolg Ihrer academischen Studien gründen wollen; — wir erwarten es auch, weil eine Ehrenpflicht Sie dazu verbindet; wir hoffen es endlich, weil wir es für unmöglich halten, daß der Mahnruf der Zeit, welcher jetzt ernster und dringender als je zur Aufbictung aller sittlichen Kräfte in der Wissenschaft wie im Leben auffordert; — daß dieser Ruf wirkungslos in Ihrem Ohre verklingen sollte.

Nicht unverhofft und überraschend ist nämlich das Gut der Freiheit der studirenden Jugend in den Schooß gefallen. Sie hat es selbst gewünscht, selbst verlangt, — sie hat es gefordert. Die Stimme des Unmuths und der Unzufriedenheit über Bevormundung, Schulzwang und Fesselung des wissenschaftlichen Geistes ist allenthalben so laut geworden; die Versicherung, daß die Jugend auch ohne äußere Nöthigung ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren, und zur Erreichung desselben die sichersten Wege ergreifen, die

kundigsten Begleiter wählen werde; — hat sich so allgemein, so oft und so nachdrücklich wiederholt, daß es engherzig und unbillig zugleich scheinen mußte, ihr das geforderte Vertrauen noch fernerhin vorzuenthalten. — Wohlan denn, meine Herren! — was Sie verlangten, ist Ihnen geworden; Ihr Wunsch ist erfüllt. Jetzt ist die Reihe an Ihnen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen, und die Verheißungen wahr zu machen, durch welche Sie es gewonnen haben. Wer Vertrauen fordert, hat die Ehrenpflicht, demselben zu entsprechen, wenn es ihm wirklich geschenkt wird.

Aber nicht bloß Sich selbst, auch der Mit- und Nachwelt sind Sie diese sittliche Erhebung, den unbefangenen besonnenen Ernst in dem Werke Ihrer wissenschaftlichen Bildung schuldig.

Werfen wir einen Blick auf die jüngste Vergangenheit! Ich will Alles unberührt lassen, was in derselben nur als äußere Thatsache, als sichtbare Erscheinung frevelhafter Gewalt hervortritt. Die frevelhafte That als solche ist das Furchtbarste nicht. Sie wirkt verheerend, geht aber vorüber. Das Furchtbarste ist, wenn die Thatsachen in das Gebiet der Ideen verlegt, wenn Frevelthaten gepriesen, wenn die Triebfedern solcher Thaten zu Gedanken erhoben und diese Gedanken in ein System gebracht werden. Beides ist geschehen. Den Glanz aller Künste hat man aufgeboten, um Das zu verherrlichen, wovon sich die weisesten und edelsten Menschen aller Jahrtausende mit Abscheu hinweggewendet; mit der kalten, ernsten Miene der Wissenschaftlichkeit hat man aus den Formeln der Gottlosigkeit Glaubensbekenntnisse, aus den Elementen der Schande und des Verbrechens Lehrgebäude der Moral aufgebaut, und in den Irrgängen der Speculation nicht früher geruht, als bis man der Welt die trostreiche Botschaft verkündigen konnte; „Der Mensch ist dem Thiere gleich.“

Auf solche Weise ist das Verderben auch in die geistige Sphäre eingedrungen, in welcher es nicht bloß vorübergehend, sondern weit hinaus in die fernste Zukunft wirken kann.

Aber eben deswegen reicht es jetzt nicht mehr hin, die sichtbaren Erscheinungen nur gewaltsam von der Oberfläche hinwegzuräumen; nein — tief unter der Oberfläche, da, wo die geistigen Wurzeln aller sichtbaren Erscheinungen liegen, tief unten im Grunde der Herzen muß es anders werden.

Nur eine Heilung von innen heraus kann uns vor dem Abgrunde retten.

Zu diesem inneren Heilungswerke ist Jeder berufen; aber vor Allen sind es Die, welchen die Pflege der geistigen Güter der Menschheit anvertraut ist, oder in naher Zukunft anvertraut werden wird. Nur die geistige Macht kann, — um mich der Worte eines berühmten Geschichtsschreibers unserer Zeit zu bedienen, — nur die geistige Macht kann es so weit bringen, „daß man nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werde, die Freiheit aufzuopfern, um die Civilisation zu retten.“

Also auch Ihnen, meine Herren! gilt vor vielen Andern der Ruf zu jenem inneren Heilungswerke; denn Sie sollen dereinst die Träger und Organe der Wahrheit, des Rechts und der Ordnung in Staat und Kirche werden.

Zweifeln Sie nicht an dem Erfolge Ihrer Bemühungen. „So tief kann die Menschheit von ihrem Urquell nicht abfallen, daß jeglicher Glaube an Höheres und Heiliges, jeder Unterschied zwischen Recht und Frevel spurlos und unwiederbringlich aus dem Gemüthe der Mehrheit getilgt werden könnte.“

Dixi.

